

Marie-Louise Gubler

# Rechenschaft über die Hoffnung

*Eine Auslegung von 1Petr 3,15*

**Von den ersten Gemeinden  
lässt sich lernen, mutig  
und klar in Wort und Tat  
den Glauben zu begründen.**

● In schwierigen Situationen der Unsicherheit, der verhüllten Zukunft und Existenzangst brauchen wir die ermutigenden Worte von Gleichgesinnten. Nicht anders war es in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts in den Städten des römischen Reiches. Die christlichen Gemeinden sahen sich als soziokulturelle Minderheit einer Mehrheit gegenüber, die sie voll Misstrauen beargwöhnte, isolierte und diskriminierte. Schwierig war die Loyalitätspflicht gegenüber den politischen Instanzen; das Elend des Sklavendaseins, die Konflikte in Mischehen zwischen Christen und Heiden, die konventionelle Privilegierung der Männer gegenüber den Frauen, auch missbräuchliches Verhalten kirchlicher Amtsträger lasteten auf den Gemeinden. Aber das Bedrängendste war die Entfremdung von ihrer gesellschaftlichen Umgebung aufgrund ihrer neuen Lebensführung. Die Andersartigkeit der Christen und Christinnen wurde als störender Vorwurf empfunden und mit verleumderischer Kriminalisierung und pogromartigen Übergriffen beantwortet. Wie konnten unter diesen erschwerenden Umständen Glaube und Hoffnung gelebt und bezeugt werden?

Für den Verfasser des ersten Petrusbriefes<sup>1</sup> ist die Grundsituation der Kirche die Diaspora (1 Petr 1,1: »die in der Zerstreuung leben«), und die aufreibenden täglichen Demütigungen sind das »Leiden«, das zum Christsein gehört. Die Entfremdung von den Mitmenschen, die kulturelle, soziale und moralische Separation der ChristInnen löste Scham aus, weil sie mit vulgären Vorwürfen, Verbrecher und Unruhestifter zu sein (4,15), verbunden war. Dazu kam das quälende Glaubensproblem: die erfahrene »Abwesenheit«, Unsichtbarkeit und Unbeweisbarkeit Jesu Christi (1,8-12).

Ermutigend erinnert der Verfasser die verunsicherten Gemeinden an das Leiden und die Auferstehung Jesu als Grund einer lebendigen Hoffnung: Ihnen ist ein unzerstörbares Erbe im Himmel aufbewahrt, darum kann ihnen die Freude mitten in den Prüfungen nicht genommen werden. »Ihn (Jesus) habt ihr nicht gesehen, und dennoch liebt ihr ihn; ihr seht ihn auch jetzt nicht; aber ihr glaubt an ihn und jubelt in unsagbarer, von himmlischer Herrlichkeit verklärter Freude, da ihr das Ziel des Glaubens erreichen werdet: euer Heil.« (1,8f)

In Anlehnung an alttestamentliche Metaphorik wird Jesus als verworfener Stein verstanden: »Kommt zu ihm, dem lebendigen Stein, der

von den Menschen verworfen, aber von Gott auserwählt und geehrt worden ist.« (2,4) So soll die christliche Gemeinde zu einem geistigen Haus aus »lebendigen Steinen« aufgebaut werden, zu einem »Königshaus« und zu einer »Priesterschaft«.

In dieser Doppelmetapher werden die Qualitäten des Bundesvolkes Israel, Erwählung (Königshaus) und Heiligkeit (Priesterschaft), auf die Kirche übertragen. Die Parteinahme für den »verworfenen Stein« Jesus, der zum Eckstein wurde, führt darum notgedrungen dazu, dass auch die christlichen Gemeinden zum Anstoß geworden sind. Die Rechtlosen »in der Fremde«,

### »Erwählung und Heiligkeit«

die gesellschaftlich Deplazierten sind als Erwählte und durch die Taufe Geheiligte darum »Geliebte« (2,11; 4,12). In diesem Wissen können sie die aufreibenden täglichen Demütigungen in größeren geschichtlichen Dimensionen sehen: als Angriff des Widersachers (der wie ein brüllender Löwe umhergeht 5,8f) und als Gericht Gottes (als »Feuersglut der Prüfung« 4,12-17). Und tröstlich ist das Wissen darum, »dass eure Brüder in der ganzen Welt die gleichen Leiden ertragen müssen« (5,9).

Die enge Korrespondenz von Christologie und Ethik wird exemplarisch an der Situation der Sklaven aufgezeigt: Ihre Unterordnung auch unter die launenhaften Herren, ihr Ertragen von Kränkung und Unrecht, wird gleichsam zur Chiffre für konziliantes, selbstloses Verhalten, für den Verzicht auf Vergeltung aller Christen und Christinnen. Es trägt die Signatur des leidenden Gottesknechtes Jesus und ist Kennzeichen der Hoffnung im Leiden (2,18-25). Freilich ist die Leidenstheologie des Briefes nicht nur Trostrede, sondern Forderung, sich auf das Entscheidende zu besinnen: »Haltet in eurem Herzen Christus,

den Herrn, heilig! Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt; aber antwortet bescheiden und ehrfürchtig, denn ihr habt ein reines Gewissen.« (3,15)

Das christologisch begründete alttestamentliche Ideal, »den Herrn heilig zu halten«, bedeutet gerade Verweigerung der Anpassung in der Lebensweise, die das Fremdsein brachte. Die Rechenschaft über die Hoffnung ist in der alltäglichen Situation des Befragtwerdens zu leisten und zwar jederzeit und gegen alle. Sie wird allen Christinnen und Christen zugetraut und bedarf keiner reservierten Kompetenz. Ihr Stil soll konziliant sein, dem Ethos von Wehrlosigkeit, Vergeltungsverzicht und Einfachheit verpflichtet. Die Glaubwürdigkeit dieser Rechenschaft hängt von der Übereinstimmung im Leben ab (reines Gewissen). Die Lebendigkeit der Hoffnung (1,3) entspricht dem lebendigen Stein Christus, dem die Christinnen und Christen als lebendige Steine verbunden sind (2,4f) – auf diese Lebendigkeit kommt alles an!

### Gelebtes Beispiel

- Was dies in der Minderheitssituation konkret bedeuten kann, zeigen die haustafelartigen Anweisungen für das Leben in der Gesellschaft: In der schwierigen Situation von Mischehen können die Frauen das Machtgefälle in der Ehe nicht verändern, aber sie können durch ihre Einordnung in die gesellschaftlich anerkannten Standards »guten Lebens« ihre Männer »ohne Worte gewinnen«, aber ohne sich einschüchtern zu lassen (3,1-6). Ebenso werden die selbstverständlichen Privilegien der christlichen Männer zurückgenommen (sie sollen rücksichtsvoll und respektvoll gegen ihre Frauen sein), da beide Miterben des Heils sind (3,7).

So gewinnt die traditionelle Unterwerfungsethik eine apologetische Funktion: Sie widerlegt die Verdächtigungen der »Unmoral« und Aufsässigkeit gegen die christlichen Gemeinden und wirbt durch das gelebte Beispiel für den Weg des Glaubens. Die innere Stärkung der Gemeinde gegenüber dem äußeren Druck wird schließlich im Appell zu Besonnenheit und Nüchternheit, zur gegenseitigen Liebe (die geschehene Schuld kompensiert) und Gastfreundschaft (»ohne Murren«), zum Verzicht auf Herrschsucht und Profitgier der kirchlichen Amtsträger artikuliert. Sie mündet in das Vertrauen auf den »Gott aller Gnade«, der die Kirche in der Gemeinschaft mit Christus zur ewigen Herrlichkeit berufen hat und nach kurzer Leidenszeit wieder aufrichten wird (4,7-5,11).

### Widerstand versus Einordnung

● Die traditionelle frühchristliche Leidens- und die übernommenen »Standesermahnungen« dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass im ersten Petrusbrief durchaus aktuelle Herausforderungen hörbar sind. Die »Rechenschaft über die Hoffnung« ist ein genaues Echo auf die paulinische Mahnung: »Gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern wandelt euch und erneuert euer Denken, damit ihr prüfen und erkennen könnt, was der Wille Gottes ist: was ihm gefällt, was gut und vollkommen ist.« Die Lebensführung ist der »wahre und angemessene Gottesdienst« (Röm 12,1-2) und Zeugnis vor der Gesellschaft. Darum ist auch eine klare Unterscheidung nötig: Es gibt ein Leiden, das selbstverschuldet ist, »weil er/sie Böses tut oder sich in fremde Angelegenheiten ein-

mischt«, und ein Leiden, »weil er/sie Christ/in ist«. Gerade letzteres verunsichert und kann zur Glaubensverleugnung (»sich schämen«) führen (Hebr 4,15-16).<sup>2</sup>

Der Trost liegt für den Verfasser des 1. Petrusbriefes darin, dass das bevorstehende Endgericht beim »Haus Gottes« beginnt, die Prüfung also gerade die Erwählung erfahrbar macht. Eine Leidens- und Märtyrertheologie ist ambivalent und die Spannung zwischen Widerständigkeit und Einordnung unvermeidbar. Im ersten Jahrhundert waren es die judenchristlichen Gemeinden Palästinas, die im jüdisch-römischen Krieg im Konflikt zwischen Solidarität mit ihrem Volk und Verpflichtung zum jesuanischen Gewaltverzicht keinen andern Ausweg als die Emigration ins Westjordanland (Pella) sahen. Heute werden in Pakistan Christinnen und Christen verfolgt und an Leib und Leben bedroht, weil sie als Minderheit einen anderen Lebensstil leben. Aber es sind vorwiegend die einstigen Kastenlosen, die untersten »Niemande«, die im christlichen Glauben eine Würde erhielten und deren »Unangepasstheit« unterschwellig Abwehr und Hass auslöst.

Wie aber kann die Rechenschaft über die Hoffnung in unseren (noch) volkscirchlichen Strukturen und staatskirchlichen Institutionen aussehen, wo keine Ausgrenzung droht und vielmehr Angehörige anderer Religionen »Fremde und Gäste« (2,11) geworden sind? Die Herausforderung des 1. Petrusbriefes liegt darin, dass die Lebensweise der christlichen Gemeinden nicht nur Widerstand, sondern gerade wegen ihrer selbstverständlichen Einfachheit und Glaubwürdigkeit eine Faszination ausübt, die Fragen überhaupt erst aufwirft, auf die geantwortet werden kann.

<sup>1</sup> Der 1. Petrusbrief wird mehrheitlich als pseudo-epigraphisches Rund-

schreiben bestimmt. Der unbekannte Verfasser (»Petrus«) spricht in die

Situation der zweiten und dritten christlichen Generation.

<sup>2</sup> »Sich schämen« entspricht der Verleugnung Jesu in Mk 8,38.